



Andreas Knapp, Kleine Brüder vom Evangelium

## Sich Begegnen

**Monica Diefenhardt:** Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,  
Ich freue mich sehr, Ihnen heute kurz Bruder Andreas Knapp vorstellen und einführen zu dürfen. Er empfing mit 25 Jahren nach seinem Theologiestudium in Freiburg und Rom 1983 die Priesterweihe, woraufhin er nach seiner Promotion in Freiburg zunächst als Studentenpfarrer und schließlich als Regens des Freiburger Priesterseminars tätig war. Dem Orden der kleinen Brüder vom Evangelium schloss er sich im Jahr 2000 an, die ihr Leben nach dem Vorbild des seligen Charles de Foucauld richten und die Nähe zu benachteiligten und einfachen Menschen suchen, um als Arme unter Armen zu leben. Seit 2005 wohnt Bruder Andreas mit einer Gemeinschaft von vier Ordensbrüdern in einer Plattenbausiedlung in Leipzig-Grünau und war seitdem als Saisonarbeiter und Packer am Fließband eines Versandbetriebes tätig, wobei er auch als Lyriker Autor mehrerer Gedichte ist und ehrenamtlich als Schul- und Gefängnisseelsorger und in der Flüchtlingsarbeit engagiert ist. In der Nachbarschaft von Andreas Knapp hat er einige wegen ihres Glaubens im Nahen Osten verfolgte Christen kennengelernt, und die Begegnung mit ihnen war auch für ihn Gelegenheit, seinen eigenen Glauben neu zu entdecken und zu vertiefen. Unter dem Titel „Sich begegnen“ geht es heute Vormittag um die Frage, wie die persönliche Begegnung den eigenen Blick auf die Welt verändert, im Sinne eines denkenden, verstehenden und hörenden Herzens. Und damit will ich ihm auch das Wort weitergeben. Ich freue mich sehr, dass Sie da sind.

**Andreas Knapp:** Liebe Monica, vielen Dank für die freundliche Begrüßung, Pater Gianluca und dem Kreis, der das organisiert hat, vielen Dank für die Einladung, heute Vormittag zu Ihnen zu kommen.

Ich lebe seit 14 Jahren am Stadtrand von Leipzig in einer Plattenbausiedlung: Leipzig-Grünau. Dort haben mal 96.000 Leute gewohnt, in diesen großen Betonplatten, und nach der Wende sind dann 50.000 Leute weggezogen. Das heißt, in unserem Viertel gibt es etwas, was es sonst in deutschen Großstädten selten gibt, nämlich viel Leerstand, leere Wohnungen. Wir haben in einem Block gewohnt, wo die fünf Wohnungen über uns zwölf Jahre leer gestanden hatten, und viele dieser Betonbauten wurden abgerissen. Ein sehr anonymes Viertel, ein sterbendes Viertel. Dann vor vier Jahren passiert etwas: Es zogen neue Leute zu uns ins Viertel. Für uns als kleine Brüder vom Evangelium ist es sehr wichtig, mit Nachbarn, Nachbarinnen, mit Arbeitskollegen Kontakt zu haben. Wir wollen eine kleine, betende Gemeinschaft sein, inmitten eines Umfeldes, das vom Evangelium weit weg ist. Das ist unser Prinzip, deshalb sind wir auch nach Leipzig gezogen, in die Hauptstadt des deutschen Atheismus, weil dort der Homo areligiosus leipzigensis wohnt, und so haben wir in unserem Viertel versucht, eben auch mit den neuen Nachbarn Kontakt aufzunehmen. Und unter ihnen waren viele Vertriebene und Geflüchtete. Wir haben sie angesprochen – man wird ja sehr schnell eingeladen von ihnen – und darunter waren Vertriebene aus Afghanistan, aus Nordafrika, sehr viele aus Syrien, und eines Tages lernte ich einen jungen Mann kennen, der Fadi hieß. Er stellte sich mir vor: „Ich bin Christ, und ich stamme aus Mossul“. Ich hatte noch nie vorher in meinem Leben Kontakt zu Christen aus dem Irak; da war ich sofort neugierig, und dann sagte er: „Dann komm zu uns, ich lade dich ein zum Abendessen.“ Auch das war etwas Neues, eine neue Form von Begegnung, nämlich die orientalische Kultur inmitten eines Betonviertels, das eine Wüste darstellt. Man wird ja nie dort eingeladen, also braucht man Jahre, bis man mal irgendwie Kontakte zu den Nachbarn findet, weil es ein sehr anonymes Stadtviertel ist. Aber die Orientalen haben eine neue Atmosphäre zu uns gebracht.

Also bin ich zu Fadi gegangen, und dann waren seine Eltern da, ein älteres Ehepaar, und

wir haben zusammen zu Abend gegessen. Dann habe ich gesagt: „Ich kenne keinen Christen aus dem Irak, erzählt mal etwas von eurer Geschichte.“ Früher hat man dann ein Fotoalbum geholt, heute klappt man den Laptop auf und zeigt ein paar Bilder. Ich habe ein paar Bilder von dieser ersten Begegnung mitgebracht. Ich sah ein Bild, und da erzählte mir Fadi: „Das ist unsere Kirche in Karakosch“. Ich wusste nicht, wo Karakosch liegt: 30 Kilometer entfernt von Mossul. Und dann bewunderte ich natürlich diesen schönen Kirchenbau mit den orientalischen, geschwungenen Formen, und dann sagte Fadi: „Mein Vater, der hier sitzt, ist der Architekt dieser Kirche. Er hat im Irak mehrere Kirchen gebaut.“ Das nächste Bild zeigt den Innenraum der Kirche bei der Einweihung im Jahr 2008, und da sieht man eine wunderschöne Apsis. Auf dem nächsten Bild ist die Erstkommunion 2008, ein Bild, das bei uns in dieser Form vielleicht nicht mehr so in dieser Form vertraut ist: sehr viele Kinder, die Mädchen fast wie Ordensfrauen mit Schleier. Das nächste Bild zeigt uns dann, wie der Altarraum heute aussieht, zerstört, der Altar zertrümmert, weil der IS diese Kirche vernichtet hat. Das nächste Bild zeigt einen Gottesdienst, der vor ein paar Monaten in dieser ausgebrannten Kirche gefeiert wurde: Plastikstühle hat man hineingestellt und versucht, dort wieder ein christliches Leben aufzubauen. Das nächste Bild zeigt uns den Kirchturm, wie er heute aussieht. Und auf dem nächsten Bild sehen wir eine andere Kirche, die Abu Wissam – so heißt der Architekt – in Mossul gebaut hat. Ich habe noch nie eine solche Kirche gesehen: ein Kirchenschiff, eine richtige Arche mit einer Kuppel, und dann der Kirchturm als Mast, eine ganz originelle, moderne Form von Kirche, aber auch diese Kirche ist vom IS zerstört worden. Die nächste Kirche, das ist Mor Ephräm in Mossul, eine sehr große Kirche in klassischer Form, auch von Abu Wissam gebaut. So sah die Kirche dann aus, nachdem der IS die Kirche zerstört hat: das Kreuz heruntergerissen, vorne hängt noch das schwarze Banner des sogenannten „Islamischen Staates“, die Scheiben der Kirche sind eingeschlagen. Eine Kirche steht noch von den acht Kirchen, die Abu Wissam erbaut hat: nämlich eine Kirche in Arbil, und zwar in einem Vorort von Arbil namens Ankawa. Arbil oder Erbil ist die Hauptstadt des autonomen Kurdengebietes im Norden des Irak. Dort gibt es eine alte christliche Siedlung in unmittelbarer Nähe, eben Ankawa, wo Abu Wissam eine Kirche gebaut hat: Das ist Mor Yousif, die Kirche des heiligen Josef, und dann erklärte mir der ältere Herr: „Diese Kirche habe ich im babylonischen Stil gebaut.“ Wer von Ihnen aus dem Geschichtsunterricht oder Religionsunterricht etwas über die Babylonier weiß oder noch Bilder im Kopf hat: Stufentürme. Und so hat er diese Kirche auch als Stufenturm gebaut. Das Eingangstor der Kirche zeigt den alten Josef, und das Tor ist den antiken Stadttoren von Babylon nachempfunden. Das nächste Bild zeigt uns wieder diese Kirche im Hintergrund: Sie sehen den Stufenturm mit dem beleuchtetem Kreuz und im Vordergrund: Flüchtlingszelte.

Dann habe ich gesagt: „Erzählt mal, was euch passiert ist.“ Die Familie von Abu Wissam wohnt seit vielen Generationen in Mossul. Als der IS vor vier Jahren und ein paar Monaten in Mossul eingedrungen ist, lebten in ihrer Stadt noch 60.000 Christen: Sie wurden vor die Alternative gestellt, zum Islam zu konvertieren oder alles zu verlassen: Häuser, Auto, Nachbarschaft, Beruf, ihre Kirchen, ihren Boden. Dann haben sich diese 60.000 Christen entschieden: „Wir gehen“, und sind in die umliegenden Dörfer in der Ninive-Ebene gezogen. Dazu gehört auch die Stadt Karakosch, wo die erste Kirche zu sehen war. Dort lebten etwa 50.000 Christen. In dieser Stadt und in den umliegenden christlichen Dörfern sind die aus Mossul vertriebenen Christen, bei Freunden oder Verwandten. Zwei Monate später ist der IS in einem Überraschungsangriff auf Karakosch und in die Ninive-Ebene vorgedrungen, und dann mussten sie noch einmal flüchten. Jetzt blieb als Rückzugsgebiet nur Kurdistan übrig. Die Kurden haben sie aufgenommen, aber sie haben eine Bedingung gestellt: „Ihr dürft nur zu Fuß kommen, und nur mit der Kleidung

am Leib“. Warum? Es waren etwa 120.000 Christen, die an einem Tag aus der Ninive-Ebene nach Kurdistan geflüchtet sind. Und wenn 120.000 Leute mit Autos kommen, in diesem Chaos können sich Selbstmordattentäter mit einem Auto voller Sprengstoff leicht untermischen. Das war ein paar Monate vorher passiert: Ein Deutscher, der zum Islam konvertiert war – er nannte sich „Al Almani“, „der Deutsche“ – war mit einem Auto an einen kurdischen Grenzposten gefahren, hatte sich in die Luft gesprengt und, ich glaube, zwölf kurdische Kämpfer in den Tod gerissen. Um das zu vermeiden, haben die Kurden gesagt: „Ihr könnt kommen, nur zu Fuß, und nur mit der Kleidung am Leib.“ Sie können sich vorstellen: eine Wüstengegend, eine Straße bis zum Horizont – es ist eine Ebene – und dann eine Menschenschlange, soweit das Auge reicht, und alle Leute leicht bekleidet, höchstens ein kleines Rucksäckchen auf dem Rücken, wie sie die Kinder beim Schulausflug haben, für Wasser. Und so sind sie diese 20, 25 Kilometer im August, d.h. bei 45° C im Schatten, bis zu den kurdischen Grenzposten und dann nach Ankawa gelaufen. Es gab jetzt noch eine alte Bibliothek, die die Dominikaner in Mossul betreut haben mit antiken Handschriften, 1000 Jahre und älter, und auch die durften sie nicht mit dem Auto transportieren. Dann haben die Dominikaner den Kindern und Jugendlichen jedem so eine alte Handschrift, 1000 Jahre alt unter den Arm gedrückt, und haben gesagt: „Nimm das mal mit, die 20 Kilometer.“ Und diese kostbaren, zerbrechlichen Handschriften sind so alle gerettet worden, die ganze Bibliothek. Aber die Heimat war verloren.

Als sie dann in Ankawa ankamen, völlig erschöpft, suchte man Schatten. Und in Ankawa gibt es auch ein paar Kirchen, weil es eben ein christlich geprägter Vorort von Arbil ist, und dann haben sich die Leute zunächst einmal in den Schatten der Kirchen, völlig erschöpft, zurückgezogen. In einer Kapelle wurde ein Lager für Kinder eingerichtet. Dann in einer Kapelle einer Ordensgemeinschaft, wo die Leute aus der Hitze zunächst mal in den Schatten geflüchtet sind. Es wurden erste Zelte errichtet. Hier sind Kinder aus Karakosch [Bild]. Wasser musste ausgegeben werden, Trinkwasser, weil das Wasser aus den öffentlichen Leitungen nicht trinkbar ist, und dann wurden erste Zeltstädte errichtet. Hier sehen sie auf einem Zelt auf Arabisch und Englisch: „Jesus is the light of the world“, „Jesus ist das Licht der Welt“. Ich bin ein paar Monate später dann in Kurdistan gewesen, habe dort Flüchtlingslager besucht und dann auch diese Bilder gemacht. Da sehen sie, was das für eine Gegend ist: Im Hintergrund diese Flüchtlingszelte, kein Baum, kein Strauch, nur Wüste und mittendrin diese Zeltstädte, umrahmt von einem Stacheldrahtzaun. Die Gesichter der alten Menschen schauen in eine völlig ungewisse Zukunft: Hier sind Christen aus der Ninive-Ebene in ihrer traditionellen Kleidung. In einer Kirche, die Gesichter der Menschen, denen der Schmerz um den Verlust über die Heimat ins Gesicht geschrieben steht. Und zum Abschluss vielleicht dieses Bild: Ein Zeichen der Hoffnung, eine ältere Frau entzündet eine Kerze.

Als ich diese Bilder bei meinen Nachbarn gesehen habe, und einige habe ich dann später selbst gemacht, war ich erschüttert, weil ich von dieser Geschichte wenig gehört hatte. Und dann habe ich gesagt: „Gibt es noch mehr von euch bei uns hier in Leipzig?“. Sie antworteten: „Hier in der Mannheimer Straße wohnen noch zwei andere Familien.“ Dann habe ich diese auch besucht und habe Kontakt gesucht mit den aus dem Orient vertriebenen Christen, aus dem Irak und aus Syrien. Ich habe versucht, ein bisschen was aufzubauen für Hausaufgabenhilfe und für die Begleitung der Kinder in der Schule. Ich habe Kontakt zu einer guten Schule aufgenommen, damit einige dort unterkommen, und all die Dinge, die man im Alltag so braucht, Begleitung zu Behörden, Papiere ausfüllen usw. Und in all den Familien, in denen ich war, habe ich mir immer ihre Geschichte erzählen lassen. Und ich fand diese Geschichten so bewegend, die sind

ja so unter die Haut gegangen, dass ich gespürt habe, diese Geschichten dürfen nicht vergessen werden, sie müssen irgendwie festgehalten werden. Also habe ich mich immer mit einem Bleistift und Notizblock zu den Familien begeben, habe die Erwachsenen befragt. Die Kinder, die ja sehr schnell sehr gut deutsch sprechen, waren dann die Dolmetscher; sie haben übersetzt, und ich habe das aufgeschrieben und diese Geschichten dann gesammelt und veröffentlicht.

Ich möchte Ihnen heute Vormittag so eine Geschichte erzählen, dann in einem zweiten Teil ein wenig die Geschichte der orientalischen Christen erwähnen – woher sie kommen und seit wann es sie gibt – und in einem dritten Teil ein paar persönliche Bemerkungen, was mich in den Begegnungen berührt hat und was ich gerne mit Ihnen teilen möchte.

### **Yousifs Geschichte**

Die hohen Zäune aus Stacheldraht glitzern im gelblichen Flutlicht. Die Sicherheitsmaßnahmen am Flughafen von Arbil wirken beängstigend, und mir wird bewusst, wie explosiv die Situation hier ist. Glücklicherweise herrscht derzeit im autonomen Kurdengebiet Ruhe; es könnte aber auch die Ruhe vor dem Sturm sein.

Ein Blick aufs Handy: Es ist Samstag, 7. November 2015, drei Uhr morgens. Nach zahlreichen Schleusen stehe ich endlich vor dem Flughafengebäude. Ich reibe mir die Augen. Nicht nur, weil ich mir gerade eine Nacht um die Ohren schlage. Sondern weil mir noch vor drei Tagen nicht im Traum eingefallen wäre, in den Norden des Irak zu fahren. Was um Himmels Willen hat mich hierher geführt?

In der Ferne ein Wetterleuchten. Es ist November, und in dieser Gegend fällt nur im Winter etwas Regen. „Das dumpfe Grollen erinnert an Geschützdonner. Die Front zwischen dem autonomen Kurdengebiet im Norden des Irak und den Kämpfern des sogenannten Islamischen Staates verläuft nur wenige Kilometer entfernt von hier. Seit Herbst 2015 rückt die kurdische Peshmerga-Miliz vor, um dem IS wieder Gebiete zu entreißen. „Peshmerga“ ist kurdisch und heißt übersetzt „die dem Tod ins Auge sehen“.

„Das habe ich nicht unbedingt vor. An einer Totenfeier möchte ich allerdings teilnehmen.“ Mich fröstelt ein wenig in dieser Nacht ohne Schlaf. „Neben mir steht mein Nachbar Yousif, dessen Vater vor drei Tagen verstorben ist. Er fährt sich mit der Hand über den Kopf, und ich höre das Knistern der kurz geschnittenen schwarzen Haare.

„Wo bleibt denn nur mein Bruder? Diese verdammten Checkpoints ...“, brummt er ungeduldig. Auch ich trete von einem Bein auf das andere. Es ist nicht kalt, aber ich bin ziemlich nervös. Warum bin ich hierher geflogen – in ein Land, das zu betreten das Auswärtige Amt warnt? Alles kommt mir so unwirklich vor in diesen zu frühen Morgenstunden.

Heute findet die Totenfeier für Yousifs Vater statt. Was hätte Yousif darum gegeben, seinen Vater noch einmal lebend zu sehen! Vor zwei Jahren musste er den an Knochenkrebs schwer erkrankten Mann in Mossul im Rollstuhl zurücklassen, um das Leben seiner eigenen Frau und der beiden Kinder in Sicherheit zu bringen. Immer wieder äußerte er den Wunsch: „Ich möchte meinen Vater noch einmal sehen, bevor er stirbt.“ Einmal fragte er sogar: „Andreas, kommst du

mit in den Irak?“ – wie man halt so fragt. Und ich antwortete: „Warum denn nicht? Ich komme mit!“ – wie man halt so sagt. Aber jetzt ist aus den Floskeln Ernst geworden. Ich stehe auf irakischem Boden und trete fest auf: Nein, ich träume nicht!

Endlich zwei Scheinwerferkegel, die auf uns zurasen. Ein uralter Opel Astra bremst scharf und kommt direkt am Bordstein vor uns zum Stehen. Ein kräftiger Mann mit struppigem Haar steigt aus. Yousif läuft ihm entgegen und schließt ihn wortlos in seine muskulösen Arme. Immer noch schweigend lösen sich die beiden wieder aus der Umarmung. Was soll man auch sagen, wenn es für so vieles kaum Worte gibt: Flucht und Vertreibung, Angst und Ohnmacht, der Verlust von Vaterhaus und Vater.

Ich werfe meinen kleinen Rucksack in den Kofferraum; jetzt begrüßt mich Basman mit einem kräftigem Händedruck. Wir passieren einen Checkpoint, an dem uniformierte junge Männer schwer bewaffnet herumlungern. Mit einer müden Handbewegung winken sie uns durch. Bald erreichen wir Ankawa, einen Vorort von Arbil, der vor allem von Christen bewohnt wird. Hier im autonomen Kurdengebiet leben Christen relativ sicher. Zumindest vorläufig. Wir biegen in eine nur schwach beleuchtete Straße ein, die uns in eine Wohnsiedlung führt: Haus an Haus, schnell hochgezogen, alles im gleichen Stil.

Wir steigen auf einer rostigen Eisentreppe an der Außenwand eines Hauses auf den Balkon hinauf. Welch ein Wiedersehen: Morgens um halb fünf steht Yousifs Mutter Taghrid auf dem Balkon, der als Eingang ins Obergeschoss dient, und bricht laut in Tränen aus. Lange liegen sich Taghrid und Yousif in den Armen. Nach seiner gefährlichen Flucht ins Unbekannte vor zwei Jahren jetzt das Wiedersehen – doch ohne den Vater, der vor drei Tagen verstorben ist. Und kein Wiedersehen in der Heimat, sondern im Exil. Nicht in vertrauter Umgebung, sondern in einer fremden Stadt.

Yousif stammt aus Mossul, und durch den Familienbetrieb einer Schlosserei hatte es sein Vater zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Sie besaßen ein großes Haus mit Garten, in dem sich der Vater, der aufgrund seiner Erkrankung seit Jahren im Rollstuhl saß, gerne aufhielt. Doch ab 2003 änderte sich die Welt in Mossul. Im Irak herrschte, wie auch in Syrien, ein säkularer Diktator. Es gab zwar kaum Diskrimination aufgrund der Religion, doch die Gewaltherrschaft war nicht minder menschenverachtend: durch ein Polizei- und Spitzelsystem, durch Folter und Ermordung vieler Menschen. Vor allem ethnische Minderheiten wie etwa die Kurden wurden Opfer grausamer Unterdrückung. In einem solchen System konnten radikale politische Ideologien, etwa der Islamismus, heranwachsen und gedeihen. Der Westen arbeitete mit den Diktatoren im Nahen Osten gerne zusammen, wenn er durch Öllieferungen und Waffenexporte gut profitieren konnte. Das geschieht bis heute in großem Stil.

Im Jahr 2003 griffen die USA und Großbritannien den Irak an mit der Begründung, dass dieser Staat zu einer wachsenden Bedrohung werde, etwa durch die Produktion von Massenvernichtungsmitteln. Spätere Untersuchungsberichte zeigten, dass diese Kriegsgründe nur vorgeschoben waren, vordergründig ging es in diesem Krieg um die Entmachtung des Diktators Saddam Hussein und den Import von Demokratie, untergründig aber eher um den Export von billigem Erdöl. Als Antwort auf die amerikanische Invasion in den Irak riefen muslimische Geistliche zum Dschihad auf. Viele fundamentalistische Kämpfer aus der gesamten islamischen Welt sammelten sich im Irak zum Krieg gegen die Ungläubigen, und die Christen im

Irak wurden für die Islamisten zum Freiwild.

Warum wurden ausgerechnet die einheimischen Christen ein bevorzugtes Ziel ihrer Anschläge? Da der Prophet Muhammed sowohl religiöser als auch politischer Führer war, sind im Islam Religion und Politik von Anfang an eng verwoben. Infolgedessen kann auch ein Krieg leicht eine religiöse Dimension bekommen. In der Wahrnehmung vieler Muslime sind die westlichen Länder christliche Staaten. Und wenn man von christlichen Ländern angegriffen wird, dann werden die Christen im Nahen Osten als Verbündete der Amerikaner verdächtigt. Die prekäre Lage der einheimischen Christen wurde durch eine törichte Rede des amerikanischen Präsidenten noch verschlimmert. George W. Bush bezeichnete seinen Krieg als „Kreuzzug“. Er weckte damit tiefsitzende Ressentiments der Muslime gegen den Westen, und die Christen im Irak, die sich in ihrer 2000-jährigen Geschichte an keinem Kreuzzug beteiligt hatten, die nie Krieg geführt hatten, wurden jetzt in Sippenhaft genommen und mit Terror überzogen. Sie wurden zu Sündenböcken, an denen man die Aggression der christlichen Besatzer, also der Soldaten der USA, rächen konnte. Beispielsweise presste man den Christen Schutzgelder ab, berief sich dabei auf eine alte muslimische Praxis, dass Nichtmuslime zu einer Sondersteuer verpflichtet sind. Yousif berichtet mir, dass die geforderten Summen von Jahr zu Jahr höher wurden. Man zahlte, denn man wusste, was sonst droht: Zerstörung des Eigentums und Mord. Der Schwiegervater von Yousif ist in Mossul erschossen worden, weil er sich weigerte, eine Steuer zu zahlen, nur dafür, dass er Christ ist. Auch christliche Kirchen wurden jetzt Zielscheiben des Terrors. Aber noch dachten viele Christen nicht daran, Mossul zu verlassen. Sie hegten die leise Hoffnung, dass der Spuk eines Tages ein Ende nehmen würde, so auch Yousif und seine Frau Tara.

Stattdessen kam es noch schlimmer. Eines Tages erhielt Yousif einen Anruf von Unbekannt: „Ich werde dir den linken Arm abhacken“. Yousif wusste, worauf diese Drohung anspielte, denn er hatte sich auf seinen kräftigen, linken Unterarm ein großes Kreuz tätowieren lassen. Yousif reagierte spontan: „Wenn du willst, dann versuche es!“, und drückte die Aus-Taste.

Als sich der Anruf am nächsten Tag wiederholte, stand ihm deutlich vor Augen, dass er gefährlich lebte und dass seine junge Familie bedroht war. Er handelte schnell und verließ mit seiner Frau und den beiden kleinen Kindern Mossul. Ziel war Arbil, die Hauptstadt des autonomen Kurdengebiets. Dort war er zwar sicher, aber er fand trotz langer Suche keine Arbeit. Schweren Herzens rang er sich dazu durch, nach Europa zu flüchten, am liebsten nach Schweden oder nach Deutschland.

Die Flucht musste er allein antreten. Für seine Frau und seine beiden Kinder barg ein solches Unternehmen viel zu große Gefahren, denn der einzige Weg führte über die dunklen Machenschaften einer Schleuserbande. Der Preis, den man ihm nannte, belief sich auf 17.000 US-Dollar. Yousif verkaufte das Auto, den Schmuck der Familie, alles, was nur möglich war. Dann lieh er sich von Freunden und Verwandten das noch fehlende Geld zusammen. Als er mir diese Geschichte ein Jahr später schildert, hat er immer noch 5000 Dollar Schulden bei seiner Verwandtschaft. Der Abschied von seiner Frau und den beiden Kindern schnitt ihm ins Herz. Die Schleuser brachten ihn über die türkische Grenze. Er durfte keinerlei Gepäck mit sich führen und musste seinen Pass abgeben. Dann wurde er, nur mit der Kleidung am Leib, in einem Geheimverließ eines Lastwagens eingepfercht.

Es war ein großer LKW, der über den Bosphorus, Griechenland und Balkan Gemüse nach

Deutschland transportierte. Im Inneren des Containers war direkt hinter der Zugmaschine eine doppelte Wand eingebaut. Der Eingang befand sich im Container. An der Rückwand ließ sich eine Luke öffnen, die derart gut eingepasst war, dass man sie nicht sehen konnte. Yousif zwängte sich durch diese Öffnung in einen dunklen Zwischenraum, der so schmal war, dass er mit seinen breiten Schultern nur seitlich angelehnt stehen konnte. Auf dem Boden wellte sich Schaumgummi zum Sitzen und Liegen. In einer Ecke stapelten sich Plastikflaschen mit Wasser und Packungen mit Keksen. Mehr war für die Ernährung nicht vorgesehen. Zwei handtellergroße Luftlöcher sollten dafür sorgen, dass der hier Eingezwängte nicht erstickte. Die Notdurft konnte durch diese Löcher erledigt werden, jedoch nur während der Fahrt. Dagegen war bei jedem Halt absolute Stille geboten.

Mit Herzklopfen hörte Yousif, wie die Luke von außen zugeschraubt wurde. Er war eingesperrt in einen dunklen Kerker. Der LKW fuhr los, später hörte er, wie Männer den Container beluden. Sieben Tage und Nächte verbrachte Yousif in diesem engen und lichtlosen Zwischenraum. Manchmal schlief er vor Erschöpfung ein, doch die Ängste peinigten ihn selbst im Schlaf: Was wenn er in diesem Käfig ersticken würde? Oder wenn man ihn bei einer Grenzkontrolle entdecken sollte? Und konnte er den Schleusern trauen, denen er schon die gesamte Summe hatte aushändigen müssen? Würden sie ihn vielleicht auf irgendeiner einsamen Landstraße aus dem Verließ zerren, um ihn umzubringen? Vor allem aber zerriss der Gedanke an seine Frau und die beiden Kinder, die er zurückgelassen hatte, sein Inneres.

Einmal wäre es fast schiefgegangen: Der LKW stand bereits längere Zeit und Yousif kämpfte mit dem Schlaf. Er wusste, dass er schnarchte, und dass ihm jedes Geräusch zum Verhängnis werden könnte. Plötzlich schreckte er hoch. Da klopfte jemand mit einem metallenen Gegenstand an die Außenwand. Hatte sein lautes Atmen ihn verraten? Wollte jemand nachprüfen, ob es im Lastwagen einen verborgenen Hohlraum gibt? Das Herz schlug Yousif bis zum Hals, und er wagte kaum zu atmen. Draußen debattierten laute Stimmen in einer fremden Sprache. Dann wurde der Motor des LKW angeworfen, Yousif atmete auf, sank auf den Boden und schlief fest ein. Endlich, nach sieben Tagen und Nächten Dunkelheit, hörte er, wie der Lastwagen entladen wurde. Dann brummte der LKW wieder los, um ein paar Stunden später erneut stehen zu bleiben. Die Luke wurde aufgeschraubt und geöffnet. Yousif kroch heraus, und der LKW-Fahrer half ihm beim Absteigen. Yousifs Glieder waren steif, und er konnte kaum gehen oder stehen. Er rieb sich die Augen, die so lange kein Licht gesehen hatten. Ein paar Straßenlaternen warfen einen spärlichen Schein auf einen menschenleeren Parkplatz. Es war bitterkalt, und außer dem laufenden Motor des LKW kein Geräusch zu hören.

Der Fahrer deutete in eine Richtung. Da würde der Bahnhof einer Stadt liegen. Yousif sollte dort auf einen Mann warten, der ihm den Pass zurückgeben würde. „Wie soll ich diesen Mann erkennen?“, fragte Yousif. „Er wird dich erkennen, er hat doch dein Passbild“. Der LKW-Fahrer beeilte sich, ins Fahrerhaus zu klettern und Vollgas zu geben. Yousif stand ein paar Augenblicke benommen auf dem einsamen Parkplatz. Dann gab er sich einen Ruck, und noch ganz steif stolperte er los. Von Schritt zu Schritt ein wenig schneller marschierte er die Straße entlang in die angegebene Richtung. An einem vorbeifahrenden Fahrzeug konnte er ein weißes Nummernschild erkennen, in einer Schrift, die ihm nicht vertraut war: „C“ – Chemnitz. Er war in Deutschland angekommen.

Vier Stunden wartete er vor dem Bahnhof von Chemnitz auf den Unbekannten, der ihm



den Pass zurückgeben sollte. Eine rote Leuchtschrift zeigte -20 Grad an. Yousif zitterte vor Kälte am ganzen Leib. Niemand kam. Inzwischen graute der Morgen und Yousif fragte völlig durchgefroren einen Passanten nach „Police“. Im Polizeirevier wollte man seinen Papiere sehen. Yousif konnte sich nicht verständlich machen. Ein Polizist sah die bleierne Müdigkeit in Yousifs Gesicht und bot ihm einen bequemen Stuhl an. Yousif setzte sich und schlief auf der Stelle ein. Eine Stunde später wurde er wieder geweckt. Mithilfe eines Dolmetschers konnte er seine Geschichte erzählen.

Man brachte ihn ins Asylbewerberheim, dort konnte er zum ersten Mal seit vier Wochen wieder mit seiner Frau und den Eltern telefonieren. Nach vier Wochen endlich ein Lebenszeichen. Ein weiteres Jahr lang musste Yousif in quälender Ungewissheit leben: Wird es in Ankawa ruhig bleiben? Gibt es eine Chance, dass Tara mit den Kindern nach Deutschland kommt? Werden die Dschihadisten seine in Mossul verbliebenen Eltern unter Druck setzen oder gar ermorden? Tag und Nacht quälten ihn Gedanken und Sorgen, und er fühlte sich so hilflos in diesem neuen Land, dessen Sprache er nicht verstand und dessen Bürokratie er nicht durchschaute. Als sein Asylantrag endlich anerkannt wurde, konnte er Tara mit Amanuel und Shaba endlich nachkommen lassen. Welch ein Wiedersehen am Flughafen in Berlin nach so langen, bangen Monaten! Shaba, die ihren Kinderwagen zurückgelassen hatte, konnte in der Zwischenzeit schon sehr gut laufen.

Genau zur selben Zeit besetzten die Milizen des IS seine Heimatstadt Mossul. Nun mussten auch seine Eltern, sein Bruder, die gesamte Verwandtschaft, ja, alle Christen diese Stadt verlassen und Richtung Ankawa flüchten.

Yousif und seine Familie hatten ihre Heimat in Mossul verlassen müssen. Mossul liegt am Tigris – Sie sehen ja: Euphrat und Tigris, das Zweistromland – und zwar liegt Mossul gegenüber einer berühmten Ruinenstadt, dem biblischen Ninive. Mit etwa zwei Millionen Einwohnern ist Mossul die zweitgrößte Stadt des Irak und galt aufgrund der vielen Christen, Kirchen und Klöster als ein Zentrum des östlichen Christentums. Von den 1,4 Millionen Christen, die vor 30 Jahren noch im Irak lebten, wohnten rund 200.000 allein in Mossul. Damals gab es noch über 500 Kirchen im Irak, in denen regelmäßig Gottesdienst gefeiert wurde.

Doch die Kriege, die wirtschaftlich desolate Situation und der wachsende Druck auf die Minderheiten veranlasste schon seit Jahren viele Christen zur Auswanderung. Immer mehr der oft gut gebildeten christlichen Ureinwohner emigrierten aus dem Land, in dem doch ihre Familien und auch ihr Glaube seit nahezu 2000 Jahren verwurzelt waren. Dazu kam der wachsende Druck, den radikale islamische Gruppen – Salafisten - auf die Christen ausübten. Al Quaida – zu Deutsch „Basis“ oder „Fundament“ – war seit 1993 als loses Netzwerk islamistischer Organisationen entstanden, um eine feste Basis zur Verbreitung des Islam zu gründen.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner im Irak feierte Al Quaida in Mossul Hochkonjunktur. Noch im selben Jahr wurde ein Kloster Ziel eines Raketenangriffs. Im Jahr darauf wurde die Kathedrale St. Paul durch ein Bombenattentat schwer zerstört. Anschläge auf Kirchen und Kirchgänger häuften sich. Ein fünfjähriger Junge und dessen etwas ältere Schwester wurden auf der Straße erschossen, weil sie auf dem Weg zu einem Gottesdienst waren. Christliche Mädchen wurden vergewaltigt, weil sie keinen Schleier trugen.

Yousif erinnert sich mit Schrecken daran, dass islamistische Milizen in Mossul damit begannen, willkürlich Passanten auf der Straße anzuhalten, und sich die Personalausweise zeigen zu lassen. Aus dem irakischen Personalausweis geht die Religionszugehörigkeit hervor. Hatte jemand den Vermerk „Christ“ dort stehen, musste er damit rechnen, auf der Stelle ermordet zu werden. Einem Onkel von Yousif ist das passiert, und er weiß von einem Bekannten, der sich vor den Dschihadisten gerade noch verstecken konnte. Dabei wurde er Zeuge, wie die Dschihadisten einen 14-jährigen Jungen namens Yyad Yanhar kontrollierten. „Allahu Akbar! Gott ist größer!“, schrien sie. „Du bist ein Christ, ein Ungläubiger.“ Der Junge erwiderte ruhig: „Ich bin zwar Christ, aber nicht ungläubig.“ Weiter kam Yyad nicht mehr. Die Islamisten packten und ermordeten ihn.

Zur Finanzierung des Terrors wurden vor allem die Christen von Mossul, von denen viele einer gebildeten Schicht angehörten, zur Kasse gebeten: Man presste Schutzgelder ab, oder man entführte Familienmitglieder und verlangte horrendes Lösegeld. Yousif erinnert sich: „Die Predigt bei den Freitagsgebeten in den Moscheen: Wir mussten sie über die Lautsprecher auf den Minaretten immer mit anhören. Wenn dann Hass erfüllt gegen uns Christen als Ungläubige gehetzt wurde, bekamen wir es mit der Angst zu tun.“

Und dann, vor gut vier Jahren: Die Terroristen des sogenannten Islamischen Staats vertreiben die letzten Christen aus Mossul und aus Karakosch. Die letzten Christen, sie müssen entweder zum Islam konvertieren, oder sie müssen gehen, und viele werden ermordet.

Was ich von Yousif und in Kurdistan erfahre, das geht mir durch Mark und Bein. Warum habe ich mich als Priester, als Ordensmann so wenig für das Schicksal der Christen im Nahen Osten interessiert? Durch die Flüchtlinge, die jetzt meine Nachbarinnen und Nachbarn geworden sind, erfahre ich von der Geschichte dieser Christen. Eine große und bewegende Geschichte, die jetzt, jetzt zu Ende geht.

## **Die orientalischen Christen**

Von Anfang an verbreitete sich das Christentum dreikontinental. Symbolisch stehen dafür drei Apostel: Paulus verkündete das Evangelium für den griechisch-römisch geprägten Westen; Markus, der in Alexandria missionierte, gilt als der Apostel für Nordafrika, für Afrika; und Thomas wird als der Apostel verehrt, der nach der Überlieferung bis nach Indien gezogen ist. Sie haben sicher schon von den Thomaschristen gehört an der Südküste Indiens: Diese Christen in Indien heißen bis heute syro-malabarische oder syro-malankarische Christen, weil sie aus dem syrischen Kulturraum heraus missioniert wurden. Meinen Bekannten in Leipzig erzähle ich manchmal: „Ja, sogar Leipzig hat Kontakt zu den Thomaschristen in Indien.“ Warum? Weil es im 12. Jahrhundert einen fahrenden Sänger gab, Heinrich von Morungen, der ging auf der Seidenstraße immer weiter in den Orient, kam nach Indien und fand zu seiner Überraschung am letzten Zipfel Indiens Christen, und sie verehrten den heiligen Thomas. Und dann hat er sich eine Reliquie vom heiligen Thomas dort besorgt – geklaut, gekauft, gefälscht, keine Ahnung –, jedenfalls kam er mit dieser Reliquie wieder nach Europa zurück, kam nach Leipzig und trat dann dort in ein Kloster ein, ein Augustinerchorherrenstift, und seitdem heißt dieses Kloster „Thomaskloster“, „Thomaskirche“, „die Thomaner“. Das geht zurück auf christliche Überlieferungen aus Indien!. Denn von je her dienten die Handelsrouten als Nachrichtenwege. In kürzester Zeit gelangte das Christentum auf den großen Verkehrsstraßen von Damaskus, wo

Paulus getauft wurde, über Palmyra nach Osten, nach Mari, Arbela und Basra. Die legendäre Seidenstraße führt von Antiochien, oben links von Aleppo, immer weiter in den Orient über Buchara, Merw und Samarkand. Als diese ersten Christen – es waren oft Kaufleute – unterwegs waren, sie waren auch Juden: Wo ging man hin, wenn man in eine andere Stadt kam? Zur jüdischen Gemeinde. Das hat auch Paulus gemacht, wenn er nach Thessaloniki kam oder nach Korinth: Er ging erst in die jüdische Synagoge und predigte dort. Und in Mesopotamien waren zur Zeit Jesu sehr viele jüdische Gemeinden. Wir wissen ja, dass das jüdische Volk verschleppt wurde: „An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten“ (Ps 137,1); dann unter dem Perserkönig Kyros konnten sie nach Israel zurück. Aber nicht alle haben das gemacht. Viele sind geblieben. Und so gab es in Mesopotamien zur Zeit Jesu viele jüdische Gemeinden, eigentlich sogar bis 1948. Erst mit der Gründung des Staates Israel wurden die sogenannten orientalischen Juden ausgewiesen und sind nach Israel gegangen: Das waren 800.000 aus den islamischen Ländern, 800.000 orientalische Juden, die 1948 nach Israel kamen.

Zur Zeit Jesu war die Sprache Aramäisch, nicht nur in Palästina, sondern in ganz Syrien, und Syrien hatte damals nicht die Grenzen des heutigen politischen Syrien – das ist ein Gebilde aus dem 20. Jahrhundert –, sondern das war ein Kulturraum, der das heutige Israel, Palästina, Libanon, und die südöstliche Türkei, Syrien und den Irak umfasste. Ein großer Kulturraum mit einer bedeutenden Sprache, dem Aramäischen, oder dem Syrischen. Und diese Sprache wurde zu einer großen Kultursprache des Syrischen Christentums. Mönche aus dem alten Syrien haben in Italien Klöster und Einsiedeleien gegründet: In der Gegend von Assisi zum Beispiel findet man noch eine ganze Reihe von Spuren, dass dort syrische Einsiedler waren. Oder im 7./8. Jahrhundert wurden mehrmals Syrer zum Papst in Rom gewählt.

Die sogenannte „apostolische Kirche des Ostens“ machte ihrem Namen alle Ehre. Sie gelangte über Kaufleute und Mönche schon im 3., 4 und 5. Jahrhundert bis nach China, nach Sibirien, nach Indien, auf die Philippinen. Es gab damals Bischofssitze und Klöster in Kabul und in Peking. In ihrer ganzen Geschichte war diese Kirche nie Staatskirche. Sie führte nie Kriege, sondern für sie war immer die Begegnung mit anderen Kulturen und die Bildung das Entscheidende. Begegnung mit anderen Kulturen, es ist das das verstehende Herz. Und wie haben sie das gemacht? Vor allen Dingen durch das Erlernen von Sprachen. Zum Beispiel waren es syrische Mönche, die die Sutren von Buddha ins Chinesische übersetzt haben, und damit erst dem Buddhismus in China den Weg bereitet haben. Christliche Mönche haben diese Transferarbeit geleistet. Sie haben die gesamten Schriften aus der Antike, die griechisch-römische Bildung und die persische, zunächst ins Aramäische übersetzt und dann ins Arabische und haben damit der arabischen Philosophie erst den Boden eröffnet für die dann später aufblühende berühmte mittelalterliche Philosophie und Naturwissenschaft in Bagdad etwa. Es gab drei berühmte Hochschulen: Edessa, Nisibis und Gondeschapur. Gondeschapur liegt mitten im heutigen Persien; das war eine Hochburg des Christentums. Im berühmten „Haus der Weisheit“ von Bagdad lehrten damals jüdische, christliche und muslimische Gelehrte miteinander, und die syrisch-christlichen Gelehrten hatten nicht nur Interesse an der Philosophie, sondern auch an der Astronomie, Mathematik, Medizin, Musik und Optik. Gondeschapur beherbergte das älteste weltweit bekannte Lehrkrankenhaus.

Seit dem 7. Jahrhundert lebten die syrischen Kirchen unter arabisch-muslimischer Oberhoheit. Die arabischen Herrscher behandelten die Christen anfangs noch mit großer Toleranz. Das geschah auch aus politischem Kalkül, denn die Christen stellten in vielen Gebieten noch über

Jahrhunderte die Bevölkerungsmehrheit unter einer muslimischen Oberherrschaft. Sie waren die Gebildeten, die Kaufleute, aber auch die Bauern.

Im sogenannten „Goldenen Zeitalter“ des Islam war dann eine große Blüte von Philosophie und Wissenschaft, an der auch christliche Gelehrte einen großen Anteil hatten. Allerdings, im Laufe der Zeit, je mehr sich die muslimische Herrschaft etablierte, umso härter übte man sozialen Druck auf die Christen aus. Sie waren so wie die Juden als Anhänger einer Buchreligion zwar geduldet, aber sie mussten für ihren Status eine Sondersteuer zahlen, eine Kopfsteuer. Diese Kopfsteuer diente den islamischen Herrschern über lange Zeit als wichtigste Einnahmequelle, und langfristig erwies sich die Kopfsteuer als ein wirksames Mittel, um eine Bevölkerung schrittweise zu islamisieren. Denn, wenn man die Steuer nicht zahlen konnte – schlechte Ernte oder schlechtes Geschäft gemacht –, hatte man zwei Möglichkeiten: Zum Islam konvertieren, dann war man für immer steuerfrei, ein attraktives Angebot; wenn man das nicht wollte und Christ bleiben wollte, wurden oft die Kinder in die Sklaverei verkauft, um die Steuerschuld zu bezahlen. War man in der Frühzeit des Islam dem Christentum mit Respekt begegnet, begann dann ab dem neunten Jahrhundert eine Polemik, und es kam zu den ersten Massakern. Dabei ist zu beachten, dass je nach Herrscher, je nach geographischer Region es auch wieder Zeiten größerer Duldsamkeit gab. Immerhin, trotz dieser Entwicklungen war im 13. Jahrhundert die apostolische Kirche des Ostens noch in großer Blüte, weil sie ganz Asien erreicht hatte. Diese lebendige Kirche fand ein jähes und gewaltsames Ende auf einen Schlag um das Jahr 1400, und zwar durch die Mongolen. Der blutrünstige Timur Leng zerstörte viele Kulturen, und auch die apostolische Kirche des Ostens fiel diesem Gewaltherrscher zum Opfer. Allein in Bagdad wurden 200.000 Christen massakriert; zahlreiche Bischofssitze wurden ausgelöscht, Kirchen in Asche gelegt, uralte Klöster mit kostbaren Handschriften gingen in Flammen auf. Von da an konnten die syrischen Kirchen nur noch ein Restdasein führen in einigen Gebieten, die gebirgig sind – Hakkari-Gebirge, Libanon, der Tur Abdin –, und im nördlichen Mesopotamien, in der Ninive-Ebene.

Im Schatten des ersten Weltkrieges kam es dann zu richtiggehenden Genozide. Denn wenn man die Landkarten anschaut: um 1900 haben wir auf dem Gebiet der heutigen Türkei noch über 20% Christen, im heutigen Syrien waren noch über 40% Christen, in Palästina noch über 50%. Wo sind die alle hin? 1895/96 ein erstes großes Massaker bei Aleppo – 160.000 Christen massakriert – und dann 1915, wo nicht nur 1,5 Millionen Armenier Opfer eines Wahns wurden, in dem türkischer Nationalismus mit islamischer Religion vermischt wurde, sondern auch rund 300.000-500.000 aramäische Christen.

Meine Nachbarn in Leipzig erzählen davon. Es gibt ein paar Ältere, die schon über 70 sind, die sagen: „Ja, mein Vater ist damals entkommen, aber seine ganze Familie ist massakriert worden.“ Man hatte immer eine Chance: Zum Islam konvertieren. Wenn man das nicht wollte, wurden die Männer ermordet, die Frauen wurden vergewaltigt und die Kinder lebendig verbrannt. Genau 100 Jahre nach diesem abscheulichen Genozid wird im Jahr 2015 den syrischen Kirchen in ihren Ursprungsländern der Todesstoß gegeben. Und immer das gleiche Schema: Der IS, aber auch syrische Rebellengruppen, die vom Westen unterstützt werden, zwingen Christen zur Konversion zum Islam, sonst droht Vertreibung, Vergewaltigung und Mord. Die Christen haben es vorgezogen, ihre Heimat zu verlieren, ihre Häuser, ihren Beruf. Ein Bischof in einem Flüchtlingslager in Kurdistan sagte zu mir: „Sie haben alles verloren, nur nicht ihren Glauben.“ Viele vegetieren bis heute in den Lagern in Kurdistan, wo es keine Zukunft gibt. Einige haben

das Risiko auf sich genommen, über Schlepper nach Europa zu kommen, und jetzt sind sie meine Nachbarn in unserem Plattenbau in Leipzig.

Navid Kermani hat bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche eine sehr bewegende Rede gehalten, und er als Moslem war vielleicht derjenige, der bisher mit der größten Aufmerksamkeit auf das Schicksal der orientalischen Christen hingewiesen hat. Er, ein Muslim, sagt: „Ja, ihr habt die orientalischen Christen vergessen.“ Und er zitiert einen syrischen Priester, Jacques Mourad, der auch vom IS gekidnappt worden war und dann wieder frei kam, und bei einem Interview gefragt wurde: „Warum interessieren sich denn die Christen in Europa nicht für euch?“ Und da sagte Jacques Mourad: „Wir bedeuten ihnen nichts.“ Als ich das aus dem Mund von Navid Kermani gehört habe, hat mich das sehr erschüttert. Ich habe mich gefragt: Warum haben wir die Christen im Orient so an der Seite gelassen? Es gab einzelne Initiativen – die gibt es bis heute –, aber insgesamt ist ihre Geschichte und ihr Schicksal uns in Europa doch relativ gleichgültig gewesen.

Und jetzt sind sie bei uns, manche von ihnen; die Familien sind weit verstreut. Wenn ich meine Nachbarn frage: „Wo sind denn deine Geschwister oder deine Verwandtschaft?“, der eine ist in Schweden, der andere in Holland, in Frankreich, Kanada, Australien, den Niederlanden, Deutschland. Das sind die Länder, in denen viele sind, aber jede Familie ist zerrissen. Und ich hab mir es dann in unserem Viertel zur Aufgabe gemacht, sie ein bisschen zu sammeln, sie zusammenzuführen und sie einzuladen in unsere Gottesdienste. Ich habe gesagt: „Ihr gehört doch zu uns! Kommt zu uns zum Gottesdienst“. Und, ich kann mich erinnern, letztes Jahr am Karfreitag bin ich der Liturgie vorgestanden, und beim Blick in die Gemeinde sah ich eine Reihe von Gesichtern aus Mossul und der Ninive-Ebene, aus Aleppo. Dann habe ich spontan gesagt: „Heute beten wir das Vaterunser in der Muttersprache Jesu, also auf Aramäisch. Ihr betet vor und wir beten leise mit.“ Das war am Karfreitag ein sehr berührender Moment für alle.

Ich glaube, dass wir sie auch irgendwie aufspüren müssen: Sie sind so weit verstreut, man findet sie nicht einfach so. Sie sind verteilt, und dort, wo es uns gelingt, ihnen unser Interesse zu signalisieren, können wir ihnen wirklich als Geschwister begegnen. Ich plädiere nicht für eine Unterstützung der orientalischen Christen, weil man sagt: „Okay, wir sind Christen, die sind Christen: Christen helfen Christen.“ Das wäre nicht richtig und im Sinne des Evangeliums. Für uns als Christinnen und Christen ist jeder Mensch, der in Not gerät, egal welche Hautfarbe, Religion, Nationalität er hat, Schwester und Bruder, jeder. Aber die orientalischen Christen brauchen deshalb meiner Meinung nach eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie eine so bedrohte Minderheit darstellen.

Eine bedrohte kleine Minderheit, die nirgends eine Lobby hat und keinen Staat, der sich besonders für sie interessiert. In ihren Heimatländern sieht es ja sehr problematisch aus. Da ist keine große Nation wie für manche andere Glaubensrichtungen: für Sunniten oder Schiiten gibt es potente Länder im Nahen Osten, aber für die Christen gibt es niemanden.

Gestern gab es die Nachricht, dass der IS endgültig vertrieben worden ist: Trump hat es bekannt gegeben. Das stimmt zwar militärisch, aber 20.000 Kämpfer sind nach wie vor im Untergrund, schätzt man. Und können die Christen zurückgehen? Manche von ihnen machen das. Vor allem die aus den Flüchtlingslagern in Kurdistan. Nach Mossul zurück können sie nicht mehr. Warum? Weil die Häuser, die sie hatten, längst von Nachbarn besetzt worden sind, von Muslimen, und

jetzt geh da mal hin und klage: Vor welchem Gericht? Es ist kein Rechtsstaat. Und wenn man es tatsächlich erreichen würde, hätte man für immer Probleme: Die haben oft die Grundbücher schon umgeschrieben. Nach Mossul gibt es kein Zurück: Und wenn man überlegt, dass dort vor ein paar Jahren noch 200.000 Christen gelebt haben, ist das schon erschütternd.

In den umliegenden Dörfern geht es leichter, aber dort ist die Infrastruktur völlig zerstört: es gibt keine Wasserleitungen, keine Elektrizität und auch keine Arbeit. Es gibt ein paar Hilfswerke, die die Leute unterstützen: Kirche in Not zum Beispiel macht da ganz viel, auch Missio ist da dran, damit diejenigen, die es dort wieder versuchen, eine Starthilfe bekommen. Aber insgesamt ist die politische Stimmung im Irak nicht den Christen wohlgesonnen. Sie ist sehr ambivalent, und nach wie vor ist diese islamistische Ideologie sehr präsent. Von daher gesehen sind die Chancen nicht groß, aber es gibt solche Initiativen, solche kleinen Hoffnungszeichen.

Auch bei uns sammeln sie sich: In Leipzig ist eine kleine Gemeinde der syrisch-orthodoxen Christen gegründet worden. Das sind 40 Familien aus ganz Mitteldeutschland; es ist die einzige syrisch-orthodoxe Gemeinde in den neuen Bundesländern. Und ich darf mit diesen Christen zusammen Gottesdienste feiern. In ihrer Sprache kann ich das natürlich nicht: Ich kann da nur andächtig dabei stehen, und man steht beim Gottesdienst zwei Stunden, aber es ist sehr bewegend. Und sie wollen ihre Tradition weiterführen. Sie sagen: „Uns ist dieses kostbare Erbe gegeben, seit 2000 Jahren in der aramäischen Sprache Gottesdienst zu feiern, und wir sind diesem Glauben treu geblieben.“

Dort, wo wir ihnen begegnen, kann man viel lernen. Ich möchte jetzt drei Punkte nennen, die mir wichtig geworden sind.

Das Eine: Am Anfang war ich etwas desorientiert, weil es so viele Konfessionen sind. Der Orient ist da ja auch sehr in Konfessionen aufgespalten. Da hab ich mal zu Nahum gesagt: „Wie ist denn das mit der Ökumene bei euch?“. Darauf antwortete er: „Das ist euer Problem, die Ökumene. Ihr habt den dreißigjährigen Krieg gehabt, bei euch haben Christen gegen Christen Krieg geführt. Wir haben nie Krieg geführt untereinander. Wir haben mal gestritten wie in einer Familie, wer den schöneren Gottesdienst feiert, aber wir haben nie Kriege geführt und nicht uns gegenseitig ermordet. Das ist eine Last des Abendlandes.“ Und dann hat er gesagt: „Guck doch mal auf mich: Ich bin syrisch-orthodox, meine Frau ist rum-orthodox, mein Schwager ist evangelisch, meine Kinder sind in der katholischen Kirche von Aleppo zur Erstkommunion gegangen – kein Problem!“

Mit Yousif, den ich in den Irak begleitet habe: Als sein kleiner Sohn vor anderthalb Jahren in die Schule kam, haben wir ihn in einer Schule bei uns im Viertel angemeldet: Das ist die einzige katholische Schule in Leipzig, und sie ist glücklicherweise in unserem Problemviertel, eine Montessorischule. Und dann gab es diesen Anmeldebogen, und dann haben wir ausgefüllt, und wo „Konfession“ steht, schrieb Yousif einfach „Christ“. Dann kam die Sekretärin und sagte: „Ja, hm ... katholisch oder evangelisch?“ Da war Yousif so geistesgegenwärtig, schaute auf und sagte: „War Jesus katholisch oder evangelisch?“. Ich habe ihn bewundert für diese Geistesgegenwart. Und dann sagte er: „Ja, mein Onkel ist erschossen worden, weil ‚Christ‘ im Pass stand.“ Das Christsein ist die Basis, und deswegen müssen wir als Christen zusammenstehen und die Konfession als Reichtum erleben und nicht als gegenseitige Bedrohung.

Ein zweites, was ich von ihnen lerne, ist die Notwendigkeit von Bildung, Gespräch und Dialog miteinander. Genau das, was auch Etty Hillesum betont, dass es ein denkendes Herz braucht inmitten von Unrechtssituationen, dass wir miteinander versuchen, auf eine friedliche Weise im Dialog zu bleiben, und die Kirche des Ostens hat das über Jahrhunderte gepflegt. Mit dem Buddhismus, aber auch mit dem Islam. Es gibt Zeugnisse aus dem neunten Jahrhundert, wo der Patriarch Timotheus in Bagdad mit dem Sultan Religionsgespräche auf höchster Ebene geführt hat – christlich-islamischer Dialog –, und das war die Zeit, wo das Zusammenleben relativ gut gelang. Deswegen braucht es auch bei uns diesen Dialog, unbedingt: Es gibt natürlich Gruppierungen, mit denen man nicht reden kann, radikalisierte islamistische Gruppen: Mit denen kann man nicht reden, und es gehört zur Tragik unserer Politik, dass wir genau Staaten seit Jahrzehnten stützen und unterstützen, die solche islamistischen Tendenzen fördern und in alle Welt exportieren: Saudi-Arabien, Qatar usw. In diesen Ländern hat der Islam keine Chance, sich zu entwickeln und auf seiner reichen Tradition aufbauend auch in unserer Zeit anzukommen: Solche Bewegungen werden dort platt gemacht, und ausgerechnet diese totalitären Regime sind die großen Verbündeten von USA und Europa. Aber bei uns haben andere Auslegungstraditionen des Isla eine Chance. Und ich habe mich gefreut, draußen am Büchertisch Khorchide zum Beispiel zu sehen. Es gibt aufgeklärte Muslime, die versuchen, in einer anderen Weise den Koran zu leben: Sie brauchen unsere Unterstützung, indem wir uns für sie interessieren und mit ihnen ins Gespräch kommen. Das kann man auch lernen von den orientalischen Christen.

Ein letztes, was man lernen kann, das ist diese Treue zum eigenen Glauben, um an die Wurzeln des Evangeliums zu gelangen. Mich hat das schon sehr nachdenklich gemacht. Ich habe mich gefragt: Wäre ich, wäre die Gemeinde, in der wir leben, wären wir bereit, wenn man uns vor eine solche Alternative stellen würde: „Du darfst alles behalten, deinen Beruf, alles geht ganz normal weiter; du musst nur einen Satz nachsprechen, die Schahāda, das islamische Glaubensbekenntnis. Was du dann wirklich glaubst, kann man sowieso nicht prüfen, aber wenn du das machst, dann darfst du alles behalten. Und wenn nicht, dann gehst du zu Fuß, lässt alles zurück, deinen Besitz, deine Heimat, deine Sprache, du gehst in ein Flüchtlingslager, und du weißt ganz genau, dass dich niemand haben will. Kein Land will dich aufnehmen. Wenn du Glück hast, findest du ein bisschen Geld, dann kannst du per Schlepper woandershin, aber im Normalfall bleibst du im Flüchtlingslager.“ Ich habe einen großen Respekt vor diesen Christen, die in dieser Treue ihren Glaube gelebt haben, und zwar wirklich bis an die Wurzel gehend. Und damit möchte ich schließen: Entscheidend für sie ist immer auch die Botschaft von der Gewaltfreiheit, von der Offenheit für andere, von der Vergebung und der Versöhnung. Und deswegen möchte ich zum Abschluss ein Gebet lesen, das Jugendliche in einem Flüchtlingslager geschrieben haben:

„Selig seid ihr, die ihr eure Häuser und eure Arbeit zurückgelassen habt, um eurem Glauben treu zu bleiben! Habt Geduld, ich verlasse euch nicht!

Selig seid ihr, die ihr euch nicht davor fürchtet, eure Heimat und euren Besitz zu verlieren! Ihr habt es vorgezogen, Flüchtlinge zu sein. Ihr habt die Armut und die Erniedrigung vorgezogen und seid eins geworden mit mir im Leiden.

Selig seid ihr, die ihr eure Herzen vor Hass und Wut bewahrt habt! Ihr habt das Böse nicht mit Bösem bekämpft, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid.

Selig seid ihr, die ihr in euren zerrissenen Seelen leidet! Ihr seid entwurzelt worden; eure Erinnerungen sind geraubt. Ihr sollt wissen, dass jeder Tag eures Lebens und jede Träne eurer Augen im Herzen Gottes aufbewahrt bleiben.

Selig seid ihr, die ihr bereit seid, als Gäste zu leben, als Fremde und Nomaden! So seid ihr Zeugen des Reiches Gottes, durch eure Demut und euren Glauben, durch eure Vergebung und eure Freude.“

Ich wünsche Ihnen, dass der Geist dieser Seligpreisungen auch Sie begleitet. Danke für eure Aufmerksamkeit.

**Monica Diefenhardt:** Vielen Dank, Bruder Andreas, für dieses Zeugnis auch in der Begegnung mit den Menschen, für diese Offenheit. Mir ging ständig dieses Zitat – ich glaube es ist Jesaja – durch den Kopf: „Wenn dich auch Vater und Mutter vergessen, ich vergesse dich nicht“, das Gott jedem Einzelnen zuspricht. Und ich denke, oder was ich mir mitnehme, auch an Ihrem Beispiel, ist, den Menschen mit dieser Offenheit zu begegnen, mit dieser Sorge, an dieser Sorge teilzunehmen, die der Herr für jeden Einzelnen dieser Menschen hat. Dafür bin ich sehr dankbar.